

Im Fluss der Zeit

Ich wandelte durch einen weiten Garten, dessen groß- und wundersam-gewachsene Bäume und Hecken den Weg in Schatten tränkten. Er war mit Sicherheit gefüllt von märchenhaften Gestalten, die ich, jedoch nicht zu sehen vermochte. Jedes Mal, wenn ich kurz davor war einen neuen Pfad zu betreten, hätte ich schwören können, Stimmen zu hören, die aufgeregt tuschelten und lachten. Wenn ich dann aber den Weg betrat, wo meines Erachtens das laute Getuschel herrührte, war dort wieder niemand zu entdecken. Das Einzige, was ich von den geheimnisvollen Bewohnern erhaschen konnte waren bernsteinfarbene Augen, die aus den dunklen Zweigen hervor starrten. Das Ganze wirkte auf mich, als sei es der Feder von Lewis Carol entsprungen, nur das ich alleine war und mir alles und jeder in diesem Garten anscheinend aus dem Weg gehen wollte.

Irgendwann näherte ich mich dem Zentrum der Anlage. Mehrere, mit schwarz-glasiertem Backstein verzierte Wege liefen auf einem kleinen, runden Platz zusammen, in dessen Mitte ein weißer Marmorspringbrunnen thronte. Eine kleine, beständige Fontaine plätscherte leise an der Spitze des Brunnens, die von Moos ergrünten Stufen, hinab. Auch hier fühlte ich mich so allein wie zuvor, obwohl mir aus einem nicht zu erklärenden Bauchgefühl bewusst war, dass man mich aus den Büschen und Ecken genau beobachtete. Ich betrachtete den kunstvoll gestalteten Brunnen nun genauer. Dann fiel mir an seinem Grund hell glitzernder Schimmer auf. Ich beugte mich weit über die Brüstung des Brunnens, um das glänzende Etwas richtig betrachten zu können. Das Sonnenlicht brach sich auf der Wasseroberfläche und warf helle und dunkle Flecken auf den kalten Marmorgrund. Ich beugte mich immer weiter vor und versuchte nach dem unbekanntem, aber schön anmutenden Ding zugreifen. Während meines Versuches das Ding zu fassen, nahm ich zunehmend an, dass es sich bei dem Schimmer um ein goldenes Stück Metal handeln musste. Da mir klar wurde, dass ich es so nicht erreichen würde, schob ich vorsichtig die dort wachsenden Brenneseeln beiseite, kletterte auf die Brüstung aus weißem Stein und streckte meinen Arm immer weiter nach vorne, bis mir die bis aufs äußerste gespannten Muskeln und Sehnen zu reißen schienen. Der Schmerz wurde allerdings von etwas ganz anderem aus meinem Bewusst sein verdrängt.

Eine Stimme in mir sagte: "Du willst es haben. Nein, du musst es einfach haben." Angestrengt versuchte ich das Gleichgewicht zu halten, um nicht hinabzustürzen. Das durch die Fontaine aufgewühlte Wasser hinderte mich daran, das goldene Ding richtig zu erkennen und einzuordnen. Ich beugte mich noch ein klein wenig mehr über das Wasser ohne das Unbekannte klar betrachten zu können. Aber dann, dann schaffte ich es, wenn auch nur wenige Sekunden, einen Blick darauf zu erhaschen. Es war eine goldene Taschenuhr. Nur noch ein paar Zentimeter. Bei näherer Betrachtung fiel mir auf, dass sich Sekunden-, Minuten- sowie Stundenzeiger mit unglaublicher Schnelligkeit drehten. Eine Fingerspitzenlänge fehlte nur noch, dann wäre sie endlich mein. Ich streckte mich noch ein letztes Stück nach vorne, bis ich mit einem lauten Platschen in den Brunnen fiel.

In meinem Bett erwachte ich plötzlich. Die Uhr an der Wand tickte beruhigend und gleichmäßig, das Feuer im Ofen war erloschen und nur die verbliebene Glut schien noch durch den stählernen Rost. Das Fenster war mit kristallinen Eisblumen bedeckt. Ich überlegte mich wieder schlafen zu legen, verwarf diesen Gedanken jedoch schnell, da mir der Traum um den Fall ins kalte Wasser jegliche Ruhe nahm. Ich zündete eine rote Stabkerze an, um ein wenig Licht in die dunklen Ecken meines Zimmers zu treiben. Ich erhob mich aus dem dickgepolsterten Daunenbett und steckte meine Füße in weiche Filzpantoffeln, die vor meinem Nachtschrank standen. Ich dehnte mich gähnend und warf mir beim Aufstehen meinen roten Morgenmantel über. Mit dem Kerzenhalter in der Hand bewegte ich mich auf die Tür zu. Ich trat leise und bedacht auf den Flur hinaus, um die alten Holzdielen nicht zum Knarren zu bringen. Meine Filzpantoffel schliffen nun langsam, um die anderen Schlafenden nicht zu wecken, über den Flur und die Treppe hinunter ins Wohnzimmer. Im Morgengrauen schienen die ersten zarten Lichtstrahlen durch alte Fenster mit weiß lackiertem Rahmen hinein. Zu dieser frühen Stunde konnte man an sich noch gar nicht von Sonnenlicht sprechen. Der Unterschied zwischen Tag und Nacht wiegt hier tatsächlich am feinsten ausgeglichen. Es ist zwar so hell, dass man sich gut im

Zimmer orientieren kann, allerdings so dunkel, dass selbst die feinsten Adleraugen die Buchstaben eines Textes nur erahnen könnten. Das Grau in Morgengrauen, beschreibt diesen Zustand zwischen Tag und Nacht wohl wirklich am besten. Nicht weiß, nicht schwarz. Grau, einfach grau und trist.

So schlurfte ich also im grauen Licht dieser frühen Stunde in die Küche, ging zum Ofen und warf ein paar Scheite Holz hinein, um ein Feuer zu entzünden und einen Kessel Wasser aufzusetzen. Meine Großmutter, bei der ich mich während der Schulferien befand, hatten zwar Elektrizität, Internet und Satellitenfernsehen schon längst erreicht, dennoch zog sie es vor, diese Errungenschaften der Wissenschaft so wenig wie möglich zu nutzen. Sie sagte immer, dass sie diesen „Schnickschnack“ früher nicht gebraucht hätte und auch in Zukunft nicht brauchen würde. Für Glühbirnen gäbe es Kerzen, statt Emails und Google zu nutzen solle man doch Briefe schreiben sowie in der hauseigenen Brockhaus Enzyklopädie nachschlagen. Sie war ein nostalgischer Mensch und lebte auch dementsprechend. Auch wenn ich so keinen Kontakt mit meinen Freunden und Bekannten halten konnte, genoss ich es doch Ruhe vor der Welt sowie ihren Eskapaden zu haben und mein Gefühlsleben unverfälscht wahrzunehmen. Auch, wenn ich mein Smartphone hätte benutzen können, wusste ich, dass ich ihr damit einen großen Gefallen tat, es nicht zu tun. Das Haus meiner Großmutter lag abseits eines kleinen Dorfes, bestehend aus 120 Einwohnern, einer Tankstelle und einem Tante-Emma Laden. Ganz in der Nähe verlief die nass-grüne Aorta Schleswig-Holsteins. Naja zumindest im Osten Schleswig-Holsteins: die Schwentine. Nur 5 bis 10 Minuten zu Fuß, dem geraden Pfad vom Haus gefolgt, und man blickte direkt hinab in das helle Flussbett.

Ich schaute hinaus auf die noch dunkle Landschaft. Düstere Wolken bedeckten den Himmel und Nebelbänke schwebten, um die umliegenden Weiden und Wiesen. Der strenge Winter war zwar schon seit einem Monat vorüber, dennoch ließen sich Flora und Fauna Zeit mit dem erneuten Erwachen und routinierten Erblühen. Die Szenerie hätte gespenstisch wirken müssen, tat sie jedoch nicht. Im Gegenteil, der feuchte Tau und kalte Wind, der die Fensterscheiben streiften, verhalfen eher zu einer angenehm warmen Atmosphäre vor dem heißen Ofen in dem gemütlichen, antikierten Sessel meiner Großmutter, den Blick gen Fluss gewandt. Das hohe Pfeifen des Teekessels riss mich aus meinen Gedanken und ließ mich zum Ofen eilen. Ich wollte meiner Großmutter nach wie vor ungerne dem Schlaf entreißen, da wir gestern ihren 65. Geburtstag gefeiert hatten. Die Vorbereitung war sehr anstrengend für die ältere Dame gewesen, was mich zu dem Schluss kommen ließ, dass auch sie sich eine Auszeit verdient hatte. Ich griff nach einem kleinen Porzellantässchen, welches mit rosafarbenen Blüten und grünen Ranken bemalt war, und füllte es mit heißem Wasser sowie einem Beutel Brennnessel-Tee. Ich setzte mich zurück auf den Sessel und stellte die Tasse zum Abkühlen auf der Fensterbank ab.

In letzter Zeit dachte ich sehr oft über meine Zukunft nach. Die Gedanken darüber begleiteten mich mittlerweile seit Monaten. Es waren zwar noch anderthalb Jahre bis zu meinem Abitur, allerdings würden auch diese anderthalb Jahre, wie im Fluge vergehen. Ach, die Zeit. Dieses gnädige und unheilige Geschöpf. Der Druck stieg und die Freude sank. Die Erwartungen wurden hoch gesteckt und das seelische Glück wurde ausgesperrt. Die Kindheit war von heute auf morgen entrissen worden. Eben war ich noch klein und sorglos gewesen, und hatte nichts Böses von der Welt gekannt und auch nicht kennen wollen. Die Welt war schön und gut, frei und voller Zukunft. Doch jetzt? Jetzt schien die Zukunft hoffnungslos verloren. Die Schere zwischen Arm und Reich, die Rückkehr rechter Ideologien sowie Nationalismus und der Klimawandel. Gerade Letzteres ließen in mir stärkere Ängste hochkochen. Wie würden wir in 80 Jahren leben? Würden wir überhaupt noch leben? Könnte es die Menschheit tatsächlich nach Abertausenden von Jahren geschafft haben, sich und auch den Großteil sämtlichen Lebens auf der Erde auszulöschen? Und wodurch? Durch Macht, Egoismus, Ausbeutung und Gier. Die Gier unserer Spezies alles und jeden zu nutzen und zu besitzen, und das mit der Selbstverständlichkeit des Allmächtigen. Der nach Kräutern duftende Tee lief wärmend meinen Hals hinab. Ich blickte erneut auf die friedliche Landschaft und merkte, wie eine Frage in mir aufkeimte. Würde es hier in dieser beschaulichen und naturverbundenen Region Deutschlands in 30 oder 60 Jahren noch genauso aussehen, oder würde der selbstzerstörende Trieb, der uns Menschen

anscheinend seit einigen Jahrhunderten so gepackt hatte, dafür sorgen, dass all die Schönheit im Keim unserer Sorglosigkeit erstickt wird? Ich verscheuchte meine zutiefst melancholischen Gedanken und trank eilig meine Tasse Tee aus. Um meine hinuntergezogene Laune ein wenig zu bessern, hatte ich spontan beschlossen mich aufzuraffen und die von mir in Gedanken so gepriesene Natur direkt zu erfahren sowie aufzunehmen; Und wie ginge dies besser als mit einem beschaulichen Spaziergang vor dem familiären Frühstück. So stellte ich vorsichtig die Porzellantasse in die Spüle und ging leise die Treppe wieder hinauf, um mir etwas Warmes anzuziehen. Danach zurück in die mittlerweile erhellte Küche, wo ich mir stracks die braunen Stiefel anzog, die auf der Fußmatte standen. Ich stellte mich vor die Tür sah mich noch einmal in der kleinen Küche um und drückte die Klinke hinunter.

Als ich austrat schien mir die heiße Augustsonne entgegen. Meine Augen brauchten einen Moment, um sich an das gleißende Licht zu gewöhnen. Erst dann sah ich mich im Stande den Weg in Richtung Fluss auszumachen. Ich war sehr lange nicht mehr hier. Das Gras im hinteren Garten war hüfthoch und einige Ziegel waren durch Wind und Wetter aus der Gartenmauer gebrochen worden. Seit meine Großmutter verstorben war, hatte das alte Haus über die Jahre einiges einstecken müssen. Der ehemals weiße Putz war grau gewaschen worden und an manchen Stellen trat der feuerrote Backstein hervor, den man einst versuchte hinter der schalen Kalkhaut zu verstecken. An manchen Stellen waren Fensterscheiben zerbrochen, ob durch die Hand der Jugendlichen im Dorf oder durch die Natur, die sich mittlerweile an allen Orten der Welt gegen ihre Peiniger wehrte, vermochte ich nicht zu sagen. In dem hüfthohen Gras lagen Dachziegel und vereinzelte Elemente einer bronzenen Regenrinne, deren Halterungen vor langer Zeit brachen. Ich wandte mich vor Schmerz von dem ab, was einst mal das wunderschöne und mir so eng verbundene Haus aus meinen Kindheitserinnerung war. Mein Blick wanderte nun in Richtung des Flusses der ruhig wie eh und je, da lag. Ohne mich noch einmal umzusehen ging ich fort. Fort von den düsteren Gedanken des Verfalls des Todes und der Einsamkeit die dieser Ort nun ausstrahlte. Das Holzgatter, welches schon in meiner Jugend den kleinen Feldweg feinsäuberlich von den umliegenden Feldern trennte, war genauso verblieben, wie ich es in Erinnerung hatte. Die Felder jedoch, auf denen früher zu diesen Wochen, Ähren ihre starken Leiber der Sonne entgegen reckten, waren nur noch eine schlechte Kopie ihrer Vorgänger. Die Köpfe hingen lethargisch und schlaff hinunter, ihre goldenen Halme waren braun oder schwarz gefault, und der Boden auf dem sie wuchsen glich mehr Sand als der fruchtbaren Erde, die sie einst war. Das, was sich mir dort bot, war zu einem Sinnbild der aktuellen Situation des Menschen geworden.

Nun, wo endlich alle begriffen hatten, wie ernst die Lage war, versuchte man krampfhaft zu retten, was sich längst von uns abgewandt hatte. Wir alle hielten an dem Glauben fest, dass man nur genug Hoffnung und Vertrauen in den jeweils Anderen haben müsste, um all die lebensbedrohlichen Probleme zu bewältigen. Wenn aber jeder so dächte, führte dies zu einer kollektiven Amnesie des ursprünglichen Problems sowie der eigenen Verantwortung, die wir unseren Kindern und Kindeskindern gegenüber haben. Einige sagten immer noch, dass es nicht zu spät sei, um die Erde am Leben zu erhalten, andere sprachen von der Hoffnung, die in weit entfernten Sternen lag. Wir alle wollten dies glauben. Wir alle wollten wahrhaben, dass wir uns auf ein Neues der Verantwortung entziehen könnten. Doch wenn man selbst in sich hineinhörte, wurde schnell klar, dass dort nichts mehr auf errettende Flucht hoffte, sondern nur der Wunsch auf erlösende Absolution.

Die Sonne schien mir schweißtreibend ins Gesicht und in den Nacken. Es war so unendlich heiß geworden. Auf den Feldweg folgte ein kleiner Pfad, der sich durch einen Buchenhain zog. Die alten, hohen Bäume lagen still da. Kein Windzug ließ ihre Blätter erklingen. Das ehemals vertraute Rauschen war eine längst verlorene Erinnerung der Vergangenheit. Die greisen Riesen waren zwar nicht so stark, wie die Ähren auf dem Feld, von den fortschreitenden Hitzewellen getroffen worden, allerdings war mir klar, dass es auch hier nur eine Frage der Zeit sein würde, bis ihnen die Hitze die Rinde vom Stamm schälen, die trockene Erde jede Energie entziehen und die unerbittlichen Sonnenstrahlen die kleinen Blätter versengen würden. Ich setzte mich kurz nieder auf einen Baumstumpf, um meine Kräfte im Schatten neu zu sammeln. Ich schloss die Augen und erinnerte

mich an die Zeit, als ich an diesem Ort mit meiner Großmutter gespielt und Blumen gepflückt hatte. Die Welt war so gut und frei gewesen. Aber nein, das war sie auch schon da nicht mehr, dachte ich im Stillen. Ich lebte nun fast schon ein halbes Jahrhundert auf diesem Planeten und seit dem ich ein Kind gewesen, war bekannt, dass das alles passieren könnte. Nicht könnte, sondern passieren würde.

Mit geschlossenen Augen horchte ich in den Wald hinein. In stiller Erwartung hoffte ich auf ein kleines Rascheln der Blätter im Wind. Ich horchte weiter in die Stille hinein. Bitte, bitte lass es mich hören. Dieses selten gewordene, aber doch so vertraute Geräusch. Bitte lass mich deinen ruhigen, lebensbringenden Atem hören. Oh bitte, gib mir wieder etwas an das ich glauben kann.

Doch es geschah nichts. Rein gar nichts. Ich öffnete meine Augen und musste die nassen Tränen zurückhalten. Tränen des Schmerzes, der Furcht und der Hoffnungslosigkeit. Ich atmete die trockene, heiße Luft tief ein und versuchte ich mich zusammenzureißen. Als mein Blick beim Aufstehen den Boden streifte, sah ich eine Scherbe. Ich hob sie auf und betrachtete sie. Grünes Glas leuchtete im Schein der Sonne, welcher durch das Blätterdach fiel. Das Fundstück fühlte sich kalt und beruhigend in meiner Hand an. Ich blickte auf und trat an einen nahe gelegenen Baum heran. Ich bemerkte, dass es die einzige Birke umgeben von lauter Buchen war. Ich setzte die Scherbe sicher auf der Rinde an und begann meinen Namen, eine kurze Inschrift sowie das Jahr 2052 darunter zu ritzen. Ich kann heute nicht mehr sagen warum, aber es gab mir auf einmal wieder ein Gefühl des Seins und vermochte die dunklen Gedanken des Vergehens und der Aussichtslosigkeit zu nehmen. Während ich dies nun schrieb, kam mir ein trostvoller Gedanke: Solange es diesen Fluss gibt und seine Quelle nicht versiegt, wird es auch Leben geben. Auf einmal stieg wieder ein Gefühl der Hoffnung in mir auf und die traurigen Gedanken schienen fürs erste vertrieben. Als ich zum letzten Strich die Scherbe ansetzte, verspürte ich auf einmal einen stechenden Schmerz in der Handfläche. In meinem Eifer hatte ich das Glas zu fest umgriffen und mir tief in die Hand geschnitten. Ich ließ es los und es fiel in das braune tote Laub am Boden hernieder.

Ich betrachte meine Handfläche. Eine nur noch schwer zu erkennende Narbe zeichnet sich darauf ab. Die Jahre haben sie weiß gewaschen. Ich nehme meinen Gehstock, der an einem toten Baum lehnte, in die Hand und sehe mich um. Der kleine Wald, der einst hier wuchs, existiert so gut wie kaum noch. Einzelne, schwache kleine Triebe hatten zwar versucht gegen den wahr gewordenen Albtraum anzukämpfen, dies aber ohne Erfolg. Bei dem Gedanken an die Narbe erinnere ich mich auf einmal wieder an den höllischheißen August, der mich damals an diesen Ort getrieben hatte. Aus Hitze war Kälte geworden und aus sandigem Staub tiefer Schnee. Die Erinnerung treibt mich zu dem Gedanken, dass an irgendeinem dieser Bäume meine Botschaft noch geschrieben stehen musste. So wandle ich auf der Suche nach den einst geschriebenen Worten um die toten Stümpfe und Stämme, meine alten Augen angestrengt umher blickend. Dann höre ich eine Kinderstimme rufen. „Opa? Ich habe einen Schatz gefunden.“ Ich richte mich auf und horche in die Richtung, des Geräusches. Mein Enkel rennt mir mit einem aufgeregten Lächeln entgegen. Er trägt einen kleinen, schäbigen, aber dicken Wollmantel, um den schmalen, mageren Körper. Er nimmt meine Hand und zieht mich in die Richtung, aus der er gekommen ist.

„Vorsicht, Vorsicht“, sage ich lachend. „Ein alter Mann ist kein D-Zug.“ Auf einmal kommen wir zum Stehen. Vor uns liegt ein umgekippter Baum im tiefen Schnee. „Schau mal Opa, ich habe einen grünen Edelstein gefunden.“ Er hebt das kleine glitzernde Ding auf und zeigt es mir. Ich erstarre. „Das kann doch nicht sein. Wie ist denn das möglich?“, sage ich erschrocken. Mein Enkel schaut mich verwirrt an. „Alles gut Opa? Ist etwas Besonderes an meinem Edelstein?“ Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich starre nur die gläserne Scherbe in seiner Hand an, die so viel in mir bewegt. „Gib mir mal deinen Edelstein. Opa will ihn näher betrachten.“ Forschend sieht der Junge mich an und reicht mir dann das grüne Glas. Ich halte es in der Hand und alles ist wieder da. Die Hitze, das ausbleibende Rauschen, die Ängste, die sich bewahrheitet hatten. Ich gehe auf den umgekippten Baum zu und wische den Schnee beiseite. Zuerst kann ich nichts Auffälliges entdecken, aber dann kann ich

tatsächlich die in das Birkenholz geritzte Buchstaben und Zahlen ausmachen. Mein Enkel der mein Tun interessiert beobachtet hat, stellt sich nun neben mich und schaut auf die Inschrift. „Was steht da, Opa?“ Ich merke, wie sich mir nach langer Zeit wieder Tränen in den Augen sammeln. Nach all den Jahren in denen man sich keine Träne erlauben konnte, überkam mich eine Bandbreite von kaum zu bändigenden Gefühlen. Aber nun stand ich hier und die Zeit war zum zweiten Mal am selben Ort stehen geblieben. Mit brüchiger Stimme sage ich zu ihm: „Dort steht der Name deines Opas, das Jahr, in dem ich dies schrieb, und eine lateinische Phrase.“ Er schaut mich mit großen Augen an: „Das hast du hier hingemacht?“ Ich sehe immer noch wie versteinert auf die Schrift, unfähig mich zu rühren. Bis vor fünf Minuten hatte ich mich nicht einmal mehr daran erinnern können und nun... „Was steht da für ein Satz?“ Ich vergaß, dass der Kleine noch nicht lesen kann geschweige denn Latein. Die Prioritäten hatten sich mittlerweile verschoben und die Bildung, wie das Erlernen einer toten Sprache waren zu purem Luxus verkümmert. „Dort steht: Libera nos a malo et dona nobis pacem. Das bedeutet: Erlöse uns von dem Bösen und schenke uns Frieden.“

Ich streiche mit meinen von Rheuma geplagten Händen über den abgestorbenen Birkenstamm und wende mich ab. Mein Wunsch hatte sich nicht erfüllt. „Lass uns weiter zum Fluss gehen. Diese Reise kann noch nicht vorüber sein.“ Mein Enkel tollt ein Stück vor mir durch den Schnee. In seinem unschuldigem Geiste sieht er darin nicht mehr als Freude und Vergnügen. Ich sehe darin Tod und Ende allen Lebens. Es fällt mir schwer mit meinen alten Knochen dem Tempo zu folgen, dennoch wartet der Junge immer wieder geduldig darauf, bis ich in seiner Nähe bin, um dann wieder ein Stück nach vorne zu stürmen. Ich sehe, wie eingefrorenes Schilf um mich herum liegt. Es ist fast vollkommen mit Schnee bedeckt. Mein Enkel kommt in einer langen und breiten Mulde zum Stehen. „Wo ist denn der Fluss, von dem du erzählt hast, Opa?“ Ich sehe mich erstaunt um und frage mich selbst, ob es möglich sei, dass wir im Wald falsch abgebogen seien oder noch ein Stück gehen müssten. Ich war so lange nicht mehr hier gewesen. Mein derweil gebrechlicher, alter Körper war nicht geeignet dafür, in der eisigen Kälte umherzuwandern. Dann trifft mich die Erkenntnis wie ein Schlag. Ich eile hastig unter Schmerzen zum tiefsten Punkt der Mulde werfe meinen Gehstock beiseite und grabe. Grabe den Schnee beiseite. Eine Handvoll Schnee und noch eine und noch eine und noch eine, bis ich den Boden erreiche. Dort ist nichts. Kein Eis, kein Wasser, nicht mal ein kleines Rinnsal. Ich suche an einer anderen Stelle weiter. Dort ist auch nichts außer gefrorenem Boden und Feldsteinen zu entdecken.

Ich falle auf die Knie. Die Kälte lähmt meinen Körper, doch meine Augen brennen, wie Feuer. Ich lasse los. Die Tränen laufen heiß die alte, raue Haut meiner Wangen hinab. Ich schluchze vor Schmerz und Hilflosigkeit. Es stürmt alles auf mich ein. All die Jahre des Nichtstuns, all die Dekaden der Furcht und all die versäumten Chancen mit denen man meinem Enkel eine Zukunft hätte schenken können. Alles vertan und wofür? Für nichts. Für die Annehmlichkeit mit dem SUV in den Biomarkt zu fahren, anstatt ein Fahrrad zu nehmen. Für die Annehmlichkeit Tiere zusammenzupferchen, ihrer Familie zu entreißen und für günstiges Fleisch in unzählbaren Massen, fließbandartig, auf die Schlachtbank zu treiben. Für die Annehmlichkeit Plastik zu produzieren und damit die Meere des Planeten zu fluten, bis neue Kontinente aus Müll und Abfall entstehen. Für die Annehmlichkeit alle verfügbaren Ressourcen aus der Erde zu pumpen, um daraus Verbrauchsmittel oder Energie zu ziehen, da drei Autos, vier Fernseher und fünf Smartphones nicht ausreichten um das so vereinsamte und gierige Loch im menschlichen Herzen, welches nur durch sich selbst geschaffen wurde, zu stopfen. Mein Enkel kommt langsam und erschrocken auf mich zu und nimmt mich in den Arm. „Nicht weinen Opa. Ich bin doch bei dir.“ Bei seinen Worten fließen noch mehr Tränen unaufhaltsam herab in das nun leere Flussbett. Ich betrachte ihn und mir wird schmerzhaft bewusst, dass seine Generation die letzte sein wird. Die letzte von Abertausenden. „Warum weinst du denn so, Opi?“, fragt der Junge. „Ach, mein Guter, das ist schwer zu erklären. Es macht mich nur so unfassbar traurig, dass ich dir keine bessere Zukunft bieten konnte. Meine Generation und die meiner Eltern hatten es in der Hand, aber wir haben versagt.“ „Aber wieso denn?“ Ich sehe ihm nun direkt in die Augen. „Ich glaube, dass es daran lag, dass niemand die wirkliche Gefahr sehen wollte. Niemand wollte wahrhaben, dass es so schnell gehen könnte. Und nun ist es zu spät. Die Polkappen sind geschmolzen, die Deiche brachen

und der Golfstrom kam zum Erliegen. Jahrhunderte des ausgewogenen Klimas in Europa waren für immer verloren und eine neue Eiszeit brach heran. Als ich klein war, mein Junge, wuchsen hier überall am Flussufer große Bäume und weites Schilf. Das Wasser war gefüllt mit großen Fischen, Wassergras, was dem Haar von Nixen glich, und Seerosen soweit das Auge reichte. Es war der Himmel auf Erden. Das Paradies, aber keiner erkannte seinen wahrhaftigen Wert. Jetzt ist alles fort und mit ihnen die Hoffnung auf eine Zukunft.“

Der Junge schaut lange nachdenklich in Richtung Ufer, wo nur noch die toten Überreste der einst prächtigen Natur zu erkennen sind. Auf einmal spricht er sanft: „Opa, du hast doch immer gesagt: wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, stimmt’s?“ Ich wische mir schniefend die Tränen von meinen roten, knochigen Wangen und bejahe seine Frage. „Na siehst du Opa, wenn wir eine Zukunft wollen, dann gibt’s auch eine. Und solange du und ich ganz, ganz feste daran glauben hält uns niemand auf!“ Ich muss erneut die Tränen zurückhalten und nehme ihn ganz fest in den Arm. So verweilen wir für einen kurzen Augenblick. Dann stehen wir beide auf und begeben uns zurück an das Ufer von dem wir gekommen waren. Er nimmt meine Hand und wir gehen gemeinsam den Abhang hinauf. Als wir wieder oben sind, bleibe ich noch einen Moment stehen und greife in meine schwarze Manteltasche. Ich ziehe eine goldene Taschenuhr hervor. „Ach, die Zeit. Du gnädiges und unheiliges Geschöpf. Wir hätten mehr von dir gebraucht. Nicht weil es zu lange gedauert hätte, etwas zu unternehmen, sondern um den Menschen klar zu machen, was aus uns werden würde.“

„Was hast du gerade gesagt, Opa?“ Ich blicke auf meine Uhr. Es ist fünf Minuten vor Zwölf. Ich stecke die Uhr wieder ein und sage: „Komm, kleiner Freund, lass uns zurück ins Haus vor den warmen Ofen gehen und einen Brennessel-Tee trinken.“ Der Junge schaut mich erstaunt an. „Was, Opa? Einen Brennessel-Tee? Aber so etwas Feines gibt es wenn doch nur zu Weihnachten oder zum Geburtstag.“ Ich lächle: „Heute machen wir eine Ausnahme, mein Guter. Brennessel-Tee schmeckt nämlich nach Hoffnung und Zukunft.“